

## Die ersten Monate eines Eisbären heute



Ich bin seit ungefähr drei Monaten auf der Welt und seitdem verbringe ich mein Leben damit zu hungern. Alle kämpfen hier ums Überleben. Und mit „alle“ meine ich alle übrigen meiner Art. Das Eis schmilzt und unser Lebensraum verkleinert sich, irgendwann sterben wir alle aus. Da unsere Mutter mir und meinem Bruder die meiste Beute überlässt, von der es auch nicht viel gibt, ist sie kurz davor zu verhungern. Wir liegen hier auf einer kleinen Eisscholle herum und machen nicht viel. So wie jeden Tag. „Wollen wir wirklich nur die ganze Zeit rumsitzen und nichts tun? Das Essen kommt nicht von allein zu uns.“ Ich musste mich endlich mal beschweren. Wir können doch nicht nur warten. Die letzten Tage waren mein Bruder und ich auf der Suche nach Robben. Leider ohne Erfolg. Wenn wir erstmal das Glück hätten eine zu finden, müssten wir sie auch noch jagen. Und da wir nicht wirklich viele Gelegenheiten hatten, das Jagen zu üben, wäre das problematisch. „Also ich werde den Rest der Welt erforschen. Mit oder ohne euch.“



Außer meiner Familie habe ich nichts zu verlieren. Und meine Familie werde ich verlieren, wenn wir nichts unternehmen!

Mein kleiner Bruder hat sich dazu entschieden, mit mir zu kommen, was ich gut finde. Aber unsere Mutter können wir immer noch nicht dazu überreden, sich uns anzuschließen, ich muss aber zugeben, dass so eine Reise wahrscheinlich sowieso zu anstrengend für sie wäre.



Am nächsten Morgen warteten wir nicht lange auf den richtigen Moment, um loszugehen. Die Sonne ging gerade auf und wir verabschiedeten uns. „Passt auf euch auf.“ „Machen wir, du aber auch auf dich.“ Jetzt begann unsere Suche nach einem besseren Ort zum Überleben.

Wir sind jetzt wohl zwei Kilometer gelaufen. Immer in dieselbe Richtung. „Wie wäre es mit einer kurzen Pause?“, schlage ich vor. Ich bleibe stehen, aber mein Bruder läuft zielstrebig weiter. „Siehst du das da vorne? Da schwimmt irgendetwas im Wasser!“ Tatsächlich! Irgendetwas treibt dort auf der Wasseroberfläche. „Glaubst du, es ist eine Robbe?“, frage ich. Um das herauszufinden, rennen wir dort hin.



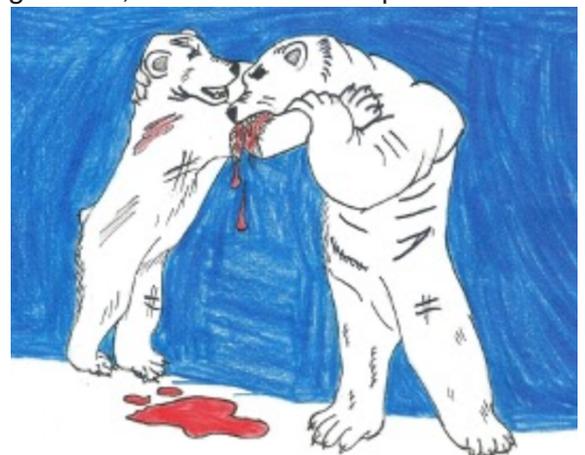
Also wie eine Robbe sieht das nicht aus. Nicht einmal wie ein Lebewesen. Um es genauer zu betrachten, fische ich es aus dem Wasser heraus. Wir sind zwar etwas enttäuscht, aber trotzdem möchten wir wissen, was das ist. Ich stupse es mit meiner Pfote an. Es ist sehr leicht und raschelt, wenn es sich bewegt. Ich höre, wie der Magen meines Bruders knurrt. „Sicher, dass es nicht essbar ist?“, will er wissen. Das weiß ich aber selbst nicht. Einen Versuch ist es wert... „Okay das schmeckt gar nicht gut.“ Nach diesem Bissen waren wir uns bei dieser Sache einig. Jetzt fiel mir etwas ein: „Vielleicht ist es dieses Plastik, von dem wir gehört haben!“ Wenn das wirklich der Fall sein sollte, dann sollten wir das Zeug auf keinen Fall verschlucken. „Hat Mama nicht gesagt, das ist giftig?“ Mein Bruder sieht besorgt aus. „Keine Sorge, wir haben es ja nicht verschluckt.“ Enttäuscht und immer noch hungrig beschließen wir jetzt eine Pause zu machen und uns wirklich auszuruhen. Es ist zwar noch nicht mal mittags, aber erschöpft sind wir schon seit Wochen. Ungefähr zehn Minuten ist es schön ruhig und entspannt. „Hörst du das auch?“ „Ja, das klingt nach anderen Eisbären!“ Vielleicht würden sie ja wissen, wo es Robben gibt, oder alles andere, von dem wir satt werden können. Also raffen wir uns nun wieder auf und folgen den Stimmen. Wir brauchen nicht lange, um die kleine Eisbären-Familie aufzuspüren.



„Wisst ihr vielleicht, wo wir etwas Essbares finden?“, frage ich. Jetzt erst fällt mir auf, wie abgemagert sie sind. Die ganze Familie. „Leider nicht. Wir sind auch auf der Suche.“

Die Stimme des Vaters klingt schwach. Ich wusste nicht, dass man noch trauriger aussehen kann als es meine Mutter schon tut. „Trotzdem danke“, sage ich leise. Aber die Familie geht genau in die Richtung, aus der wir gekommen sind. Sollten wir ihnen sagen, dass es dort genauso wenig gibt wie hier? Aber vielleicht würden sie ja etwas finden. „In dieser Richtung gibt es auch nichts, was euch oder uns weiterhelfen könnte.“ Meinem Bruder ist wohl dasselbe durch den Kopf gegangen wie mir. „Danke, aber wir werden trotzdem weitersuchen.“

Wir müssen jetzt auch weiter. Wir sind noch nicht besonders weit weg von der Stelle, an der wir diese nette Familie getroffen haben, als ich bemerke, dass zwei andere ausgewachsene Eisbären gerade am Kämpfen sind. Wahrscheinlich um Essen. Aber wenn das wirklich der Fall ist, würde ich mich sowieso nicht trauen zu fragen, ob wir etwas haben können. Aber nein, außer den beiden Bären ist nichts anderes im Schnee zu sehen. „Aber warum kämp...?“ Ich wünschte, ich hätte nicht gesehen, was als nächstes passiert.



Obwohl wir noch mehrere Meter von den Kämpfenden entfernt sind, tritt mein Bruder ein paar Schritte zurück, was mir gar nicht wie so eine schlechte Idee erscheint. Was wir gerade beobachten, haben wir noch nie zuvor gesehen. Der größere Eisbär beißt dem kleineren einen Arm ab. Und es sieht nicht so aus als wäre er fertig. Wenn der uns beide bemerkt, ist die Wahrscheinlichkeit, dass wir die nächsten sind, sehr hoch. Also rennen wir in die

Richtung, aus der wir gekommen sind. „Hätten wir ihm nicht helfen sollen?“, frage ich meinen Bruder, denn mein schlechtes Gewissen plagt mich jetzt schon. „Wie denn? Die waren beide dreimal so groß wie wir! Und du hast doch gesehen, wie hungrig sie waren.“ Er hat natürlich Recht. Zu dieser Zeit gilt alle gegen alle. Und wenn es so weitergeht, überlebt am Ende sowieso keiner.

Wir beschließen daher nicht den exakt selben Weg zurückzugehen. Jetzt sollten wir erstmal sicher genug sein. Von diesem Schock brauchen wir noch eine kleine Pause. Oder eine größere. Wir lassen uns in einer kleinen Höhle nieder und schlafen ein bisschen, bis mein Hunger mich aufweckt. Die Sonne ist immer noch nicht untergegangen. Sollen wir schon weitergehen? Besonders viel haben wir ja jetzt noch nicht erreicht. Aber werden wir überhaupt noch etwas zu Essen finden? Irgendetwas, was uns Hoffnung gibt? „Lass uns weitergehen“, sage ich zu meinem kleinen Bruder, der auch gerade aufwacht. „Und wenn es dunkel wird, können wir hierher zurückkommen.“ Er ist einverstanden. Wir laufen am Ufer entlang. Keine Robben in Sichtweite, nur haufenweise Plastik, das immer mehr wird. Ich beobachte, wie mein Bruder es mit großen Augen betrachtet. „Komm gar nicht erst auf die Idee!“, befehle ich ihm. „Aber irgendetwas müssen wir doch essen!“, jammert er. „Aber nichts Giftiges!“

Er würde doch nicht ernsthaft anfangen mit mir darüber zu streiten, ob wir Plastik essen sollen oder nicht? Das wäre Selbstmord! Wenn all der Müll hier durch Robben ersetzt werden würde, könnten wir mindestens fünf Familien ernähren. Aber es ist Müll, keine Nahrung. Eisbären, die an Plastik gestorben sind, haben wir schon gesehen, so will ich nicht auch enden. „Sollen wir umkehren?“ Die Sonne beginnt zu verschwinden. Wir entscheiden uns dazu die Nacht in einer anderen, näherliegenden Höhle zu verbringen. „Vielleicht sollten wir zurückkehren. Ganz zurück an den

Anfang“, sage ich, als wir es uns in der Höhle so bequem machen wie möglich. „Was? Das alles war doch deine Idee. Du warst doch voller Hoffnung.“ „Das war ich. Aber sieht es für dich so aus, als würden wir überleben?“ „Wir waren doch erst einen Tag unterwegs!“ „Wir haben seit drei Tagen nichts gegessen und nichts gefunden. Warum sollten wir dann in der Zukunft Glück haben? Wir können doch sowieso nicht jagen, also was bringt es uns?“ Mein Bruder wird ganz leise. „Wir werden sterben, also können wir ja wenigstens zurück zu Mama gehen und als Familie sterben.“ Es ist die Wahrheit. Das weiß mein Bruder auch. Trotzdem ist er nun wütend auf mich.

Am nächsten Morgen machen wir uns auf den Rückweg. Schlecht gelaunt natürlich. Und hungrig und schwach, wie immer. Dass wir so schnell zurückfinden, deprimiert mich irgendwie, das zeigt mir nur, wie wenig wir erreicht haben und wie wenig wir überhaupt versucht haben. Aber hatten wir überhaupt eine Chance?

Als wir an unserer Höhle angekommen sind, ist unsere Mutter nirgends zu sehen. Sie wäre doch nicht einfach weg gegangen? Nein, dafür ist sie viel zu schwach. Wir suchen nach ihr, aber sie ist nicht mehr da.



WAS KÖNNEN WIR NUR TUN?

Audrey Marshall  
Illustrationen von Leonie Belch